

„Wem der große Wurf gelungen“ – Ein- und Auslassungen über die Freundschaft

Ein Vortrag zur Rotary-Distriktkonferenz am Samstag, 20. Mai 2006

Von Katharina Eickhoff, Stuttgart

„O meine Freunde, es gibt keine Freunde!“

Indem ich Ihnen, meine Damen und Herren, diese flotte und zugegeben etwas provokante These zurufe, habe ich Ihnen ein Zitat unterbreitet, das immerhin schon mehrere Jahrtausende Philosophiegeschichte auf dem Buckel hat, also muss etwas dran sein. Was, das will dieser Vortrag über die Freundschaft ergründen.

Zu lesen ist der Satz „O meine Freunde, es gibt keine Freunde!“ in einem Text des vor anderthalb Jahren verstorbenen französischen Philosophen Jacques Derrida. Allerdings stammt der Ausspruch nicht von Derrida.

Es ist ein Zitat, hergeholt aus einem Traktat über Freundschaft des großen Essayisten Michel de Montaigne.

Aber auch Montaigne zitiert – Aristoteles nämlich, bei dem der ominöse Satz zum ersten Mal auftaucht, allerdings wiederum als Zitat irgendeines vorangegangenen anonymen Denkers.

„O meine Freunde, es gibt keine Freunde“ – was für ein eigenartiger Satz, der sich ja im Übrigen auch gleich selbst ad absurdum führt, denn wenn es keine Freunde gibt, wieso sollte man die Zuhörer dann so nennen? Was in Platos Namen will uns der Philosoph nur damit sagen?

Auftritt Immanuel Kant, der bekanntlich für alles eine Erklärung hat, also auch für unseren rätselhaften Ausspruch:

„Keine Freundschaft kongruiert völlig mit der Idee der Freundschaft“ – so erklärt Kant den Satz.

Das heißt: Man mag eine Menge Freunde haben, aber die wirkliche, ideale Freundschaft als eines der höchsten Güter menschlicher Existenz – die gelingt niemandem, sie kann uns nur als ewig unerreichbares Ideal aus der Ferne leuchten. Nun ist die kantianische Philosophie, nimmt man sie beim Wort, ja sowieso eher entmutigend insofern, als wir laut Kant von allem, was ist oder sein könnte, hienieden nur eine laue Ahnung haben, während der Kern der Sache, „the real thing“, sozusagen, in irgendwelchen Schubladen schlummert, in die wir nie hineinschauen dürfen.

Trotzdem: Was wäre, wenn Kant und alle die anderen genannten Philosophen recht hätten? Wenn es die ideale Freundschaft nicht gäbe?

Dann, behaupte ich, würde das die meisten von uns nicht wirklich erschüttern. Denn der hehre Anspruch, dass sie einem hochgesteckten Ideal genügen müssen, wird an Freundschaften heute kaum mehr gestellt, wie überhaupt der Idealismus im Allgemeinen etwas aus der Mode gekommen ist. Freundschaft, denkt man, ergibt sich schon irgendwie und muss ganz ohne Regeln und Ziele entstehen – was soll man sich da künstlich verrenken und sich mit pathetischen Idealen lächerlich machen.

In vergangenen Jahrhunderten hat man das ganz anders gesehen. In jenen Zeiten war die Freundschaft eine hohe Kunst, und die Freundesliebe wurde höher geachtet als die geschlechtliche Liebe.

Nehmen Sie den schon erwähnten Michel de Montaigne und seinen Freund, den Schriftsteller Etienne de la Boetie.

Für Montaigne war diese Freundschaft die bedeutendste Begegnung seines Lebens, und ihr zu Ehren hat er seinen Essay „Über die Freundschaft“ geschrieben, in dem einige sehr wichtige Dinge über diese Kunst stehen. Was hat nun diese spezielle Freundschaft so besonders, zu einem solchen Kunstwerk gemacht? Was macht eine große Freundschaft aus? Zuallererst: Die Freiheit.

Sich einen Freund zu suchen, mit jemandem eine Freundschaft einzugehen, ist ein Akt persönlicher Wahl, also ein Akt der Freiheit.

Die meisten Beziehungen in unserem Leben sind fremdbestimmt – bei Liebesbeziehungen sind wir bis zu einem gewissen Grad Opfer sexueller Anziehungskräfte – „eine Fieberhitze“, so Michel de Montaigne, „die bald steigt, bald fällt und die uns nur bei einem Zipfel hält“; und die Familienbande können wir uns gleich gar nicht aussuchen: „Dies“, so Montaigne, „ist mein Sohn, dies mein Verwandter – na und? Deswegen kann er trotzdem ein grober Klotz sein, ein Trottel oder ein Bösewicht.“

Nur unsere Freunde suchen wir uns in aller Freiheit.

„Unser freier Wille“, schreibt Monsieur de Montaigne, „kann nichts so völlig seine eigene Schöpfung nennen, wie die Zuneigung und Freundschaft.“ – Und wie äußert sich die?

„Unsere Seelen“, so Montaigne über sich und seinen Freund, „sind derart einträchtig im Gespann gegangen, dass ich nicht nur seine wie die meine kannte, sondern mich sogar bereitwilliger ihm anvertraut hätte als mir selbst.“

Das klingt nach Selbstaufgabe, ist aber genau das, was eine tiefe Freundschaft ausmacht: Dass man in ratlosen Momenten auch mal die Zügel übergeben kann, oder einfach nur fragt: Wie würdest Du entscheiden? Vertrauen ist eine entscheidende Größe zwischen Freunden: wer sich öffnet, liefert sich aus, und es ist gut, wenn der, dem man sich ausliefert, sich dieser Verantwortung bewusst ist. Das sagt der Fuchs in Antoine de Saint-Exupéry's „Kleinem Prinzen“, dieser Lektion über die Freundschaft:

“Du bist zeitlebens für das verantwortlich, was du dir vertraut gemacht hast.“

Fachmann für die Verantwortlichkeit in einer Freundschaft ist der im vergangenen Jahr so ausgiebig gefeierte Friedrich Schiller –

Glücklich! glücklich! dich hab' ich gefunden, □ Hab' aus Millionen dich umwunden, □ Und aus Millionen mein bist du - □ Lass das Chaos diese Welt umrütteln, □ Durcheinander die Atomen schütteln; □ Ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

Muss ich nicht aus deinen Flammenaugen □ Meiner Wollust Wiederstrahlen saugen? □ Nur in dir bestaun' ich mich - □ Schöner malt sich mir die schöne Erde, □ Heller spiegelt in des Freunds Geberde □ Reizender der Himmel sich.

Solchermaßen enthusiastisch paraphrasiert Schiller in seinem Gedicht „Freundschaft“ Cicero, der schrieb, der Freund sei das Spiegelbild unseres Selbst.

Ach, was für herrlich selbstlose Freundschaften, zu schön, um wahr zu sein, hat dieser Schiller doch erdichtet, von Damon mit dem Dolch im Gewande, der in „Die Bürgschaft“ beim versuchten Tyrannenmord ertappt und zum Tode verurteilt wird, und der, weil er schnell noch anderswo was Wichtiges zu erledigen hat, den Freund als Bürgen hinterlässt und sich erst mal empfiehlt mit den berühmten Worten: „Ihn magst du, entrinn ich, erwürgen.“

Das Wunderbare ist nicht, dass der Freund geduldig unterm Damokles-Schwert ausharrt, weil er Damon vertraut, sondern dass Damon sich des Vertrauens würdig erweist, sich durch Unwetter, Räuberbanden, Durst und Hunger kämpft, um gerade noch rechtzeitig auf dem Richtplatz zu erscheinen, bevor es den Freund erwischt. Dass der König in dieser Ballade dann plötzlich der Dritte im Bunde dieser Freundschaft sein will, ist vielleicht etwas Schiller'sch-idealistisch übertrieben, und im Grunde auch keine so glänzende Idee, drei, das geht bekanntlich nie gut, und wahre Freundschaft, das sagt nun wieder Montaigne, „ist unteilbar“. Eine wahre und ganz ungeteilte Freundschaft wie aus dem Montaigne-Lehrbuch besteht allerdings zwischen Schillers Don Carlos und dem Marquis von Posa.

Viele, ob Regisseure oder Literaturwissenschaftler, haben in unserer Zeit dem Posa homoerotisches Interesse an Don Carlos attestiert, weil sie sich nur so so viel Liebe erklären konnten. Aber dabei unterschätzen sie grob die Bedeutung, die man von der Antike bis zu Schillers Zeiten einer großen Freundschaft beigemessen hat.

Nicht, weil er Don Carlos an die Wäsche will, stürzt sich Posa in ein lebensgefährliches Intrigenspiel am Königshof, lässt sich am Ende gar erschießen, sondern weil er einem unglaublich hohen Freundschaftsideal verpflichtet ist und seinen Freund liebt und ihm treu ist, auch wenn der beunruhigende Anflüge von Persönlichkeitsveränderung zeigt.

Denn das gehört zu einer verantwortungsvollen Freundschaft: Dass man, bei allem Recht zur Kritik, den andern im Großen und Ganzen nimmt, wie er ist.

Montaigne, befragt, was es denn war, das er an seinem Freund so mochte, hat mit einer der schönsten Freundschaftsdefinitionen aller Zeiten geantwortet:

„Wenn man in mich dringt, zu sagen, warum ich Etienne de la Boetie liebte, fühle ich, dass nur eine Antwort dies ausdrücken kann: Weil er er war; weil ich ich war.“

Das ist tatsächlich die Essenz von Freundschaft: Genommen zu werden, wie man ist, und den anderen gerade deshalb zu mögen oder gar: zu lieben, weil er ist, wie er ist. Wer das schon mal fertig bringt, ist, würde ich sagen, heldenhaft genug – man muss sich nicht zwingend auch für den anderen erschießen lassen.

Montaignes wunderbare Freundschaft währte übrigens nur vier Jahre – dann nämlich starb Etienne de la Boetie, und es war für Montaigne, als ob ein Teil von ihm selbst gestorben sei.

Die beiden hatten alles geteilt, - oder sagen wir: Alles, was ihnen wichtig war.

Die kleinen Liebesgeschichten im Vorbeigehen und die hochgeistigen Gespräche, die Freude über einen gelungenen Gedanken oder ein gutes Gedicht und den Genuss eines schönen Bordeaux. „Alles teilten wir miteinander“, schreibt Montaigne, „und mir ist, als raubte mein Überleben ihm seinen Teil. Ich war schon so darin eingeübt, stets ich zu zweit zu sein, dass mich dünkt, jetzt lebte ich nur noch halb. Es gibt keine Handlung und keinen Gedanken, wo er mir nicht fehlte.“

Dieser Freund sei, so Montaigne, sein „anderes Ich“ gewesen, das, Zitat, „allein mein wahres Bild besaß und es mit sich fortnahm.“ Wir sehen – auch Montaigne bezieht sich auf Cicero und die Metapher vom Freund als Spiegelbild.

Montaigne und viele andere Menschen früherer Jahrhunderte sprechen ja noch ganz unbefangen von der Freundes-Liebe, und sie haben es ihren Freunden, oder dem einen wichtigen Freund, auch genau so gesagt: Dass sie ihn lieben.

Seltsam: Während man heute über sämtliche Möglichkeiten sexueller Präferenz so viel und offen redet, dass einem manchmal ganz schwindlig wird beim Gedanken, was man alles verpasst, würde man sich gleichzeitig eher die Zunge abbeißen als seinem Freund, seiner Freundin gegenüber tatsächlich ganz ernst von Liebe zu reden – zu groß ist die Sorge, dass der oder die das lächerlich finden oder gar irgendwie sexuell verstehen könnte. Unseren Vorfahren ging die Liebe in Verbindung mit der Freundschaft noch ganz selbstverständlich über die Lippen, heute wird scharf getrennt – wie viel schöne Bedeutung ist da dem Wort Liebe abhanden gekommen, auch, weil es vielen unheimlich ist, dass die Grenzen eben manchmal fließend sind. Schon Cicero hat ja darauf hingewiesen, dass „amor“, die Liebe, und „amicitia“, die Freundschaft, den gleichen Wortstamm haben, also enge Verwandte sind.

Die Freundschaft als hohe Kunst - einer der letzten, der damit zu tun hatte, war Marcel Proust, der Verfasser der genialen „Suche nach der verlorenen Zeit“:

Viele in Paris haben ihn für einen ganz großartigen Freund gehalten, der immer für sie da war, sie großzügig zum Essen ins Ritz einlud, ihnen wenn nötig Geld lieh, und stets wunderbar lebenswürdig und höflich gegen jedermann war.

In Wahrheit allerdings war Proust ein Verfechter der „Es-gibt-keine-Freunde“-Thesen des Aristoteles. Proust glaubte auch, dass es den Freund, wie er idealerweise sein sollte, gar nicht gibt.

„Der Künstler, der auf eine Stunde Arbeit zugunsten einer Stunde verzichtet, in der er mit einem Freunde plaudert, muss sich bewusst sein, dass er eine Wirklichkeit für etwas opfert, was nicht existiert (da die Freunde nur dank einem holden Wahn Freunde sind, dem wir uns überlassen, von dem wir aber in der Tiefe unseres Verstandes wissen, dass er der Irrtum eines Narren ist, der etwa glauben würde, die Möbel könnten leben und mit ihm sprechen.)“

Marcel Proust war die letzten zehn Jahre seines kurzen Lebens dann tatsächlich fast nur mit seinen Möbeln, vor allem seinem Bett befreundet und hat alte Freunde nur noch selten vorgelassen- weil er sich, wie er sagte, die Vorstellung von diesen Menschen erhalten wollte, eine Vorstellung, der die Realität nie standhielt.

Zu solcher Isolierung kann man allerdings nicht guten Gewissens raten, es sei denn, man hat noch, wie Proust, einen siebenbändigen Monumentalroman fertigzuschreiben, in dem die einzelnen Sätze, auf einen Papierstreifen geschrieben, eine Länge von vier Metern haben...Und doch hat Marcel Proust, vielleicht unverdientermaßen, einen echten Freund gehabt, den Komponisten Reynaldo Hahn.

Es ist eine meiner persönlichen Lieblingsgeschichten über die Freundschaft, wie diese beiden einmal zusammen durch einen Schlossgarten spazieren und an ein paar bengalischen Rosenstöcken vorbeikommen, vor denen Proust stehen bleibt und Hahn bittet, er möge doch schon vorausgehen, er selbst müsse noch kurz die Rosen betrachten.

„Nachdem ich“, so Reynaldo Hahn, „ums Schloss herumgegangen war, fand ich ihn am selben Ort, den Blick starr auf die Rosen gerichtet. Ich spürte, dass er mich kommen hörte, dass er mich sah, aber dass er weder sprechen noch sich bewegen wollte. So ging ich, ohne ein Wort zu sagen, an ihm vorbei. Ich stellte ihm keine Frage zur Episode der Rosenstöcke; ich erlaubte mir keinen Kommentar und keinen Scherz: dunkel verstand ich, es sei nicht angebracht.“

Was für ein Freund!

Und was für eine schöne Formulierung: Freundschaft ist, zu spüren, was gerade angebracht ist.

Es scheint mir allerdings so, als sei diese Episode ein Teil jener „verlorenen Zeit“, die Proust beklagt hat, und als sei die Freundschaft als hohe Kunst betrachtet ein Phänomen vergangener Jahrhunderte. Eines ist allerdings auch bei dem schlichteren Konstrukt von heute, das sich „Männerfreundschaft“ nennt, geblieben: Die Lust am Schweigen. Es ist nämlich ein wohlfeiles Vorurteil, Männer unter sich redeten nur über Autos, Sport und ihre Lieblings-Platten. Immerhin gibt es mittlerweile eine ganze Menge Männer, die reden über Rotwein und Autos und Sport und Lieblings-Platten. Alles in allem aber, und das ist eine Mutmaßung, für die ich viele Hinweise habe, reden Männer auch ausgesprochen gerne über nichts.

Sich über ein beliebiges Getränk oder eine gute Zigarre hinweg ein Stündchen einträchtig anzuschweigen, erscheint vielen als der Parnassus wahrer Freundschaft.

Richard Wagner, der Robert Schumann einst beim Bier in Leipziger Kneipen die Männerfreundschaft antragen wollte, gab das Vorhaben erbot auf, weil Schumann den ganzen Abend kein Wort sagte. Wagner, eine Schwalltasche von Graden, hat nicht begriffen, dass eine beredt schweigende Eintracht für Schumann erst wahre Freundschaft bedeutete.

Dem nach so einem Abend ebenfalls bedienten Dichter und Dramatiker Friedrich Hebbel soll Schumann nach so einem stattgehabten Nicht-Gespräch gesagt haben: „Wir müssen uns bald wieder treffen, da können wir uns wieder schön zusammen ausschweigen.“ – „Über manches auf der Welt lässt sich gar nichts sagen“, das ist ein Schumann-Wort, das mit Sicherheit mehr Männer als Frauen unterschreiben würden.

Diese Schumann'sche Idealvorstellung hat dann im 20. Jahrhundert der Jahrhundert-Schauspieler Alec Guinness bestätigt und zusammengefasst, als er sagte: „Es gibt kaum etwas besseres, als mit einem guten Freund über ein interessantes Thema zu schweigen.“

Und wie ist es mit den Frauenfreundschaften?

Die scheinen ganz und gar ein Phänomen der Moderne zu sein, denn seltsamerweise wird sich in Literatur und Kunst früherer Jahrhunderte über Freundinnen eisern ausgeschwiegen, und wenn der Begriff auftaucht, dann nur mit einem leisen Touch von „zärtliche Cousinen“, deren Austausch von Zärtlichkeiten Männerfantasien anheizte. Oder die Freundschaft zwischen zwei Frauen dient als Ausgangspunkt für Beziehungsdramen, weil die beiden sich natürlich unweigerlich in denselben Mann verlieben – eine Konstellation, die offenbar vor allem Goethe höchst anregend fand, hat er sie doch in den „Wahlverwandtschaften“ und im „Torquato Tasso“ beschrieben. Friedrich Nietzsche, immerhin hundert Jahre nach Goethe zugange, sagt: „Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig: Katzen sind immer noch die Weiber und Vögel. Oder, besten Falles, Kühe.“

Nun weiß man ja, dass Nietzsche es auch nicht leicht gehabt hat, schon gar nicht mit den Frauen, von denen verständlicherweise außer seiner gräßlichen Schwester keine mit ihm zusammenleben wollte - deshalb könnten wir die Einlassung des armen Enttäuschten einfach mit höflichem Schweigen übergehen, – hätten da nicht so viele (Männer, versteht sich) ins gleiche Horn geblasen.

Allen voran leider auch unser kluger Freund Montaigne, der schrieb, dass „in Wahrheit das geistige Vermögen der Frauen gewöhnlich den Anforderungen des engen Gedankenaustauschs und Umgangs nicht gewachsen ist, aus denen der heilige Bund der Freundschaft hervorgeht.“

Wie kommt das bloß, fragt man sich, dass die Geschichte tatsächlich so wenig große Freundinnenpaare kennt?

„Mein Carlos, teile mit mir deine Schmerzen!“, sagt Schillers Marquis von Posa, und Don Carlos wirft sich ihm dankbar an die Freundesbrust; „amici in vita, in morte“, Freunde im Leben und im Tod, krähen die beiden Helden in Verdis „Macht des Schicksals“ (und gehen sich am Ende doch an die Gurgel), Truffauts Freunde Jules und Jim teilen sich redlich die Liebe einer Frau, Butch Cassidy und Sundance Kid rauben fröhlich zusammen den nächsten Postzug aus, und Winnetou und Old Shatterhand reiten Hand in Hand in den Sonnenuntergang. Friedrich der Große und Voltaire, Franz Liszt und Wagner, Schiller und Goethe. Wo, bitte, sind in all dieser Herrlichkeit die großen Freundinnen? Ist es tatsächlich so, wie viele Männer behauptet haben: Dass Frauen grundsätzlich nur Konkurrentinnen sind, spätestens ab dem Moment, in dem der nächstbeste Mann den Raum betritt? „Wo zwei Frauen nebeneinandersitzen, zieht es“, sagte Marlene Dietrich – und hat, scheint mir, damit nichts bewiesen, außer, dass sie offenbar keine wirkliche Freundin gehabt hat. Und da hat sie was verpasst.

Die Wahrheit hinter all diesen abfälligen Worten ist doch, dass Frauenfreundschaft ein Mysterium ist, ein Mysterium, das Männern, und offenbar auch manchen Frauen, auf ewig verschlossen bleiben wird wie die geheimen Rituale einer Freimaurerloge.

Seltsame, scheinbar oberflächliche Dinge gehen da vor, die einen eventuell versehentlich anwesenden Mann unfehlbar grausam langweilen müssten, und die doch, wie alle Rituale, mit transzendentaler Bedeutung aufgeladen sind. Frauen kochen sich Nudeln, kaufen sich Kuchen, kochen sich wieder Nudeln und dazwischen ganz viel Tee und Kaffee, und sie verhandeln dabei die ewiggültigen Themen dieser Welt: Literatur, Geschichte, Politik? - ja, das auch, geschenkt, sowieso und mit links, vor allem aber: Farbe und Konsistenz von Lippenstiften, den eigenen und denen anderer Frauen, die man auch gerne hätte, Wirkungsweise und Schadstoffgehalt von Gesichtscremes, Essen, von dem man, ist man unter sich, ungehindert viel zu sich nehmen kann, das mehr oder weniger tadelnswerte Verhalten irgendwelcher Mitmenschen, und, als Thema immer wieder gern genommen: Männer. Wenn Balzac sagt, dass ein Mann „keiner einzigen Freundin seiner Frau trauen darf“, dann spricht daraus die männliche Urangst vor dem, was Frauen in seiner Abwesenheit über ihn reden könnten. Eine Angst, die im Übrigen vollkommen zu recht besteht.

„Die Frau ist ein menschliches Wesen, das sich anzieht, schwatzt und sich wieder auszieht“, sagt Voltaire – und hat es, bei all seiner sonstigen Scharfsicht, einfach nicht begriffen, dass der Club der Freundinnen ein Club ist, in den er nie Einlass finden wird.

Freundinnen, das sind die, die sofort zur Stelle sind, wenn die Welt zusammenkracht, und die mit Worten und Taten und Schokolade angewandte Lebenshilfe bieten. In Simone Borowiaks schönem kleinen Bändchen „Frau Rettich, die Czerny und ich“, in dem drei Frauen in den Süden reisen, wobei eine erst glücklich verliebt und dann kreuzunglücklich entliebt ist, wird dieser Frauen-Notfalldienst treffend beschrieben:

„Wir schenken Cognac aus, heben Telefonhörer ab, sorgen für Tempotaschentücher und kleine leichte Mahlzeiten, wir füttern die Katze und ziehen die Vorhänge zu...“.

Jede Freundinnenschaft entzieht den an der Peripherie involvierten Männern notwendigerweise einen Teil der Frau, die ihnen doch eigentlich, finden sie, ganz gehören, und nicht mit einem anderen dieser rätselhaften Wesen die Köpfe zusammenstecken soll, denn dabei werden garantiert intime Details, die ihn betreffen, verhandelt. Auch für Frauen ist die Freundschaft zu einer anderen Frau ganz im Sinne Montaignes ein Akt der Freiheit, und das, das muss man einfach mal so sagen, hat den Männern über Jahrhunderte nicht gepasst, weshalb die von Männern bestimmte Kunst, Literatur, Musik und Geschichtsschreibung dieses Thema elegant ausgeblendet haben.

Vielleicht ist es an der Zeit, dass wir Frauen dieses Nischendasein in puncto Freundschaft beenden.

Nudeln und Lippenstifte und Damen-Oberbekleidung, Job, Kinder, Politik und Männer werden uns weiterhin beschäftigen – aber wieso sollten es heute nicht auch Frauen sein, die die alte, antike Form der Freundschaft, ich meine die Freundschaft als Kunst, wiederbeleben.

Zu spüren, „was angebracht ist“, auch mal miteinander schweigen können, der oder dem anderen Gutes tun, ohne auf „Rückzahlung“ der Wohltat zu warten (denn aus Sicht der antiken Philosophen muss man dem Freund einfach nur dankbar sein dafür, dass man sich ihm als Freund erweisen darf) – das ist Freundschaft als schöne Kunst betrachtet.

Die Disziplin, eine gesunde Distanz einzuhalten, die der Respekt vor dem Anderssein des Anderen gebietet – die immer wieder aufzubringen, ist ein wahrer Freundschaftsdienst, den auch die Frauen, da sie ja inzwischen Denken gelernt haben, beherrschen.

Könnten dann also auch endlich Frauen und Männer befreundet sein?

„Lass uns einfach Freunde sein“, sagt Sally zu Harry.

„Männer und Frauen können nie Freunde sein“, sagt Harry zu Sally, und er sagt: „Die erotische Spannung ist immer da, und die Freundschaft ist letztlich zum Scheitern verurteilt.“

„Das bedeutet, wir werden nie Freunde sein?“ fragt Sally.

„Scheint so.“ Sagt Harry.

„Zu dumm.“ Sagt Sally.

Der Schlüsseldialog aus dem Film „Harry und Sally“ – in dem es um Liebe, aber eben auch um Freundschaft zwischen Männern und Frauen geht.

Ciceros Sicht der Dinge habe ich ja vorhin schon mal zitiert: Dass „amor“, die Liebe, und „amicitia“, die Freundschaft, den gleichen Wortstamm haben – dass sie also verwandt sind. Mann + Frau = Liebe, das ist die klassische Gleichung, aber Mann und Frau in Freundschaft vereint – das halten immer noch viele für grundsätzlich unmöglich.

„Was ist denn ein Freund?“ fragte im 18. Jahrhundert der Philosoph Claude-Adrien Helvétius, und antwortete sich selbst: „Ein Wahlverwandter.“ Freundschaft, sagt Helvétius, ist auch eine Leidenschaft, aber eben eine, die nicht auf physisches Vergnügen spekuliert. Wahlverwandtschaft zwischen Männern und Frauen ohne Gedanken ans „physische Vergnügen“, was immer man darunter versteht – gibt's das? Das gibt's.

Goethe zum Beispiel, der ja auf fast allen Gebieten so einschüchternd begabt war, war es auch auf diesem.

Der geheime Rat gehörte zu den Männern, die nichts gegen Frauen einzuwenden hatten, die ihnen intellektuell gewachsen waren. Mit ihnen leben wollte er nicht unbedingt, zugegeben, dafür nahm er sich doch lieber die schlichte, aber herzliche Christiane – aber seine Wahlverwandtschaften mit klugen Damen hat er gepflegt, und frei von Erotik waren sie dabei trotzdem nicht.

Mit Bettine Brentano hat er Briefe gewechselt und so manche ihrer Formulierungen für seine Gedichte abgezweigt, mit Marianne von Willemer war er seelenverwandt und führte auf dem imaginären west-östlichen Diwan eine Beziehung nur in Versen, und eine heftige Affäre der geistigen Art hatte er mit der berühmt-berüchtigten Frau von Stein, wobei das Geistige hier von Goethes Seite zumindest anfangs eher unfreiwillig überwogen hat. Er hätte schon gerne, sie vermutlich auch, aber sie war eben die Frau des Herrn von Stein, und vielleicht hat gerade, weil das so war, Goethe ihr einige seiner schönsten Verse gewidmet:

„Sag, was will das Schicksal uns bereiten?

Sag, wie band es uns so rein genau?

Ach du warst in abgelebten Zeiten

Meine Schwester oder meine Frau;

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,

Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,

Konntest mich mit e i n e m Blicke lesen,

Den so schwer ein sterblich' Aug durchdringt.“

Man sieht: Aus so einer nicht ausgelebten Spannung kann viel kreative Kraft entspringen.

Es kommt immer darauf an, wie man Freundschaft definiert.

Der französische Denker Jean de la Bruyère hat geschrieben:

„Es mag zwischen Menschen verschiedenen Geschlechts

Freundschaft, frei von aller Niedrigkeit, bestehen. Und doch

sieht eine Frau einen Mann stets als einen Mann an; und

umgekehrt ein Mann eine Frau als eine Frau. Eine solche

Verbindung ist nicht Leidenschaft noch wahre Freundschaft: Sie

ist etwas für sich.“ Und damit ermutigt uns auch dieser

Philosoph, das Unausgesprochene einfach unausgesprochen

stehenzulassen, dieses „etwas für sich“ zu genießen und

füreinander da zu sein: Männer für Frauen und Frauen für

Männer. Wie sagt Harry so schön über seine Freundschaft mit

Sally: „Ich glaube, ich wachse daran.“

Erinnern wir uns an Montaignes Ausspruch von vorhin:
„Das geistige Vermögen der Frauen ist gewöhnlich den Anforderungen des engen Gedankenaustauschs und Umgangs nicht gewachsen, aus denen der heilige Bund der Freundschaft hervorgeht.“ – Es ist eine freundliche kleine Ironie der Geschichte, dass Montaignes letzte Wahlverwandtschaft in den Jahren vor seinem Tod, der Freund, den er dann nach Etienne de la Boeties Tod doch noch einmal gefunden hat, eine junge Frau war.

Marie de Gournay war nicht seine Geliebte, sondern seine Gesprächspartnerin und Freundin, die nach seinem Tod zusammen mit Madame de Montaigne seine Werke herausgegeben hat.

Soviel dazu.

Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein, der mische seinen Jubel ein, schreibt Schiller in seiner „Ode an die Freude“ – die eigentlich auch „Ode an die Freunde“ heißen könnte, denn sie will gleich alle Menschen zu Brüdern, also Freunden, werden lassen.

Dahin ist es, wie wir immer wieder erfahren, noch ein sehr weiter Weg, den man wohl am besten beschreitet, indem man erst mal im Kleinen anfängt, an dem großen Wurf zu arbeiten. Es lohnt sich – denn Freundschaft ist mehr als eine angenehme Begleiterscheinung dieses Lebens – sie ist ein menschliches Grundbedürfnis, und wer die Freundschaft aus dem Leben streicht, sagt Cicero, entfernt die Sonne aus dieser Welt.

Oder, wie Kurt Tucholsky geschrieben hat: „Gott erhalte uns die Freundschaft. Man möchte beinahe glauben, man sei nicht allein.“